Zeitschrift: Schweizer Ingenieur und Architekt

Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine

Band: 117 (1999)

Heft: 23

Artikel: Schweizer Architektur als Exportprodukt: zur Auslandtätigkeit von Schweizer Architekten im 20. Jahrhundert

Autor: Beckel, Inge

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-79749

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Inge Beckel

Schweizer Architektur als Exportprodukt

Zur Auslandtätigkeit von Schweizer Architekten im 20. Jahrhundert

Auf einen Rückblick auf ausgewählte Auslandengagements von Schweizer Baufachleuten folgen Überlegungen zur neuen Ordnung für Architektur- und Ingenieurwettbewerbe SIA 142, die hier insofern von Wichtigkeit ist, als sie regionale und nationale Grenzen als Teilnahmekriterien sprengt. Zum Schluss werden zwei jüngere Wettbewerbserfolge etwas genauer beleuchtet: die Londoner Tate Galley of Modern Art (1994–99) von Herzog & de Meuron Architekten und das Diözesanmuseum in Köln (1997–) vom Atelier Peter Zumthor.

Schweizer Architektur als Exportprodukt, d.h. von Schweizer Architektinnen, Architekten, Ingenieuren oder gar Ingenieurinnen für Bauplätze ausserhalb ihres Heimatlandes geplante und realisierte Bauten. Anlässlich der Vernissage der Ausstellung «Architektur im 20. Jahrhundert: Schweiz» im Deutschen Architektur-Museum in Frankfurt a/M vom 25. September 1998 bezeichnete Christoph Eggenberger von der Pro Helvetia die Architektur als derzeitigen Schweizer Exportartikel Nummer 1 - im kulturellen Bereich wohlverstanden. Dass Bauen im Ausland aber kein neues Phänomen ist, zeigt etwa das Buch «Schweizer bauen im Ausland», das 1978 für eine Präsentation an der ETH Zürich vom gta, Institut für Geschichte und Theorie der Architektur, zusammen mit der Fachgruppe für Brücken- und Hochbau des SIA zusammengestellt worden war. Aufgrund dieser Daten lässt sich feststellen, dass die Bautätigkeit im Ausland in diesem Jahrhundert stetig zugenommen hat, im Besonderen seit dem Zweiten Weltkrieg. Hierzu einige Beispiele, unabhängig davon, ob diese aus Wettbewerben hervorgegangen sind oder nicht.

Kleinasien, Afrika und Amerika

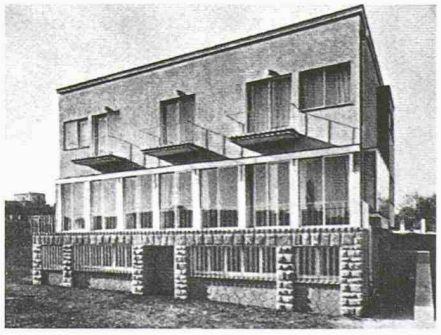
Anfang des 20. Jahrhunderts war beispielsweise der Ingenieur Franz Peyer im Auftrag der deutschen Firma Ph. Holzmann & Co. in Ostafrika tätig. Er arbeitete beim Bau der ersten Bahn von Dar-es-Salaam an der Küste nach Kigoma im Landesinneren.[1] In der Zwischenkriegszeit wurde vor allem in unseren Nachbarländern rege am (Wieder-)Aufbau mitgebaut, erinnert sei an Otto Rudolf Salvisbergs Arbeiten in Berlin.[2] Doch der Radius der Auslandtätigkeit reichte schon damals weiter. So plante der Architekt und Städtebauer Ernst Egli in den 1930er Jahren zahlreiche private und öffentliche Bauten in der Türkei. Nach einem Zwischenaufenthalt in der Schweiz zog Egli 1947 weiter nach Beirut, wo er Städtebau-Experte der libanesischen Regierung war.[3]

Nach 1945 nahm neben Europa das Engagement in Nordamerika, etwa mit dem Architekten Albert Frey[4] in Kalifornien, wie auch in Afrika zu, hier besonders in den arabischen Ländern im Norden bis hinüber nach Kleinasien; erinnert sei an Alfred Roth[5], der etwa in Beirut zwischen 1967-70 das Geschäftshaus Sabbag realisiert hatte, das im Bürgerkrieg aber zerstört wurde. Auch in Asien stiegen die Aufträge - für eine Vielzahl zeichnet hier Le Corbusier verantwortlich, der in Indien massgeblich an der Planung und am Bau der neuen Hauptstadt des Pandschab, Chandigarh, beteiligt war (1950-65). Es ist übrigens dieses Vorhaben Le Corbusiers, das unsere neue Zehnernote trägt - und nicht etwa die Maison Clarté im schweizerischen Genf. An dieser Stelle sei daran erinnert, dass die alte Hunderternote Francesco Borromini gewidmet war, auch er ein Architekt, der mehrheitlich ausserhalb seines Heimatlands baute. Fragt man nun nach dem *Warum?* dieser Auslandengagements, so zeigt sich, dass sowohl Borromini, Peyer, Salvisberg, Egli wie auch Frey im Ausland wohnten, als sie dort bauten, Le Corbusier nahm später gar die französische Staatsangehörigkeit an.

Einen Dialog über die Landesgrenzen hinaus hat es immer schon gegeben. Vor dem Hintergrund einer global verstärkt vernetzten Welt aber haben sich die Bedingungen und wohl auch die Motivation solcher Engagements verändert. Hören wir heute von Schweizer Erfolgen in internationalen Konkurrenzverfahren, so handelt es sich in der Regel um in der Schweiz ansässige Büros, möglicherweise mit einer oder mehreren Filialen im Ausland.

Als Beispiele älterer siegreicher Architekturwettbewerbe seien drei Entwürfe angeführt. So gewannen etwa William Dunkel und Marcel Thoenen im Jahre 1960 im irakischen Bagdad die Ausschreibung für ein Administrationsgebäude der Baghdad Electricities Services[6], formal zwei an das Lever House in New York (1952) von Skidmore, Owings and Merrill (SOM) erinnernde Scheibenhochhäuser auf flachem Gebäudesockel. Aus politischen Gründen wurde das Projekt jedoch leider nicht weiterverfogt. Im Weiteren erwähnt sei ein Entwurf für eine Football Hall of Fame von Pierre Zoelly[7], womit er 1967 in New Brunswick, USA, einen Sieg erzielte (ebenfalls nicht realisiert). Dieses Jahr in Bau gehen soll demgegenüber das Projekt für ein City Civic Center in Taichung, einer Provinzhauptstadt in Taiwan - ein internationaler Wettbewerb, den das Zürcher Büro Weber & Hofer 1997 gewonnen hatte.[8] An dieser Stelle sei einmal mehr darauf hingewiesen, dass die herangezogenen Beispiele eine sehr kleine Auswahl dessen

Der Ingenieur Franz Peyer aus Willisau arbeitete Anfang des 20. Jahrhunderts für die Firma Ph. Holzmann & Co. aus Frankfurt a.M. am Bau der Bahn von Dar-es-Salaam nach Kigoma in Ostafrika



Der Architekt und Städtebauer Ernst Egli baute diese Villa in der Türkei in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts

darstellen, was Schweizer Baufachleute früher wie heute grenzüberschreitend bewerkstelligten und noch bewerkstelligen.

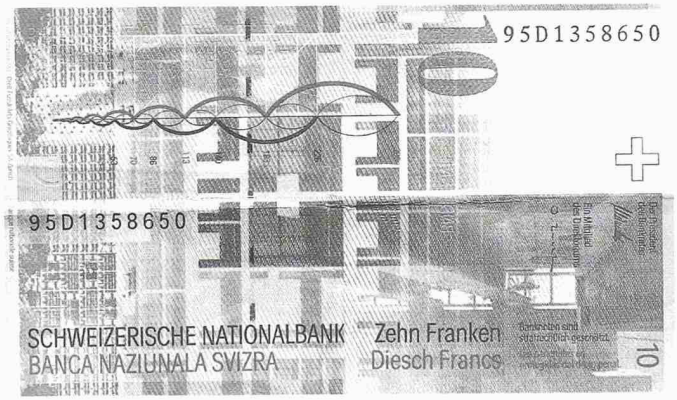
Ordnung für Architektur- und Ingenieurwettbewerbe SIA 142[9]

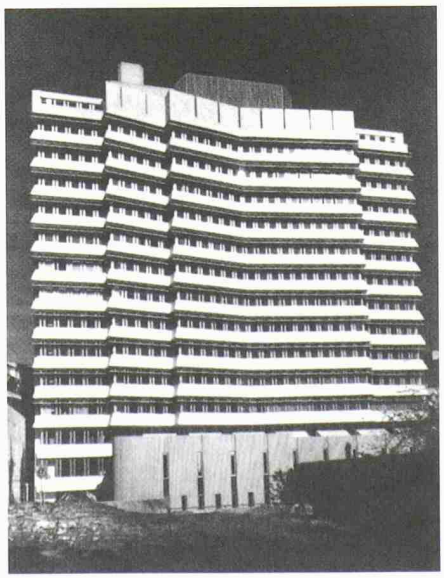
Marcus Casutt erläutert in seinem Beitrag die Anfänge der Wettbewerbsordnung des SIA im 19. Jahrhundert (S. 4ff.). Ich möchte nun kurz auf eine noch junge, für die Architekturlandschaft aber einschneidende Änderung dieses Wettbewerbswesens eingehen: Durch den Beitritt der Schweiz zum Gatt/WTO-Abkommen 1996 (Gatt: General Agreement of Tariffs and Trade/WTO: World Trade Organization) sowie zum neuen Binnenmarktgesetz, das ebenfalls 1996 mehrheitlich in Kraft getreten ist, musste es - ehedem geregelt in der Ordnung für Architekturwettbewerbe SIA 152 - überarbeitet werden. Die neue Ordnung SIA 142 ist übrigens die erste, die explizit für Architektur- und Ingenieurwettbewerbe aufgestellt wurde. Neben anderen Änderungen, auf die hier nicht eingegangen werden soll, hat vor allem jene Klausel weitreichende Konsequenzen, die besagt, dass das Teilnehmerfeld an einem Wettbewerb nicht länger *geografisch* eingeschränkt werden darf. Denn die zuvor übliche Praxis, Wettbewerbe auf Architekten beispielsweise aus dem Kanton Schwyz zu begrenzen, ist für die öffentliche Hand grundsätzlich nicht länger zulässig. Im Klartext heisst das theoretisch, das weltweit beste Angebot soll zur Ausführung kommen. Das Wettbewerbswesen kennt also, um es etwas plakativ zu formulieren, keine regionalen und nationalen Grenzen mehr.

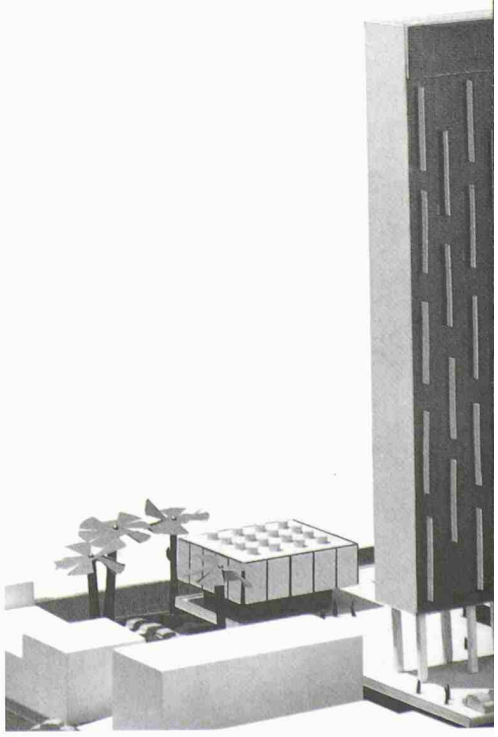
Was aber bedeutet das für die Praxis? Was tun Bauwillige, wollen sie nach dem Abgabetermin nicht vor 300 Projekten stehen, die heute bei öffentlich ausgeschriebenen, unbeschränkten Konkurrenzen durchaus zu erwarten sind? Das Losungswort lautet bekanntlich Präqualifikations- oder Präselektionsverfahren. Baufachleute werden in öffentlichen Ausschreibungen aufgerufen, sich um die Teilnahme an einem bestimmten Verfahren zu bewerben. In einer Vielzahl der Verfahren zählen Erfahrung, Werkkatalog - realisierte Bauten -, Leistungsfähigkeit des Büros - zentrale Grössen sind hier Mitarbeiterstab, Jahresumsatz und Computerausrüstung - zu den Kriterien, wonach die Gruppe der Eingeladenen zusammengestellt wird. Problematisch ist dieses Vorgehen besonders für Schulabgänger und Berufseinsteigerinnen, kleine Büros mit wenig Umsatz oder für etwelche «Quereinsteiger». Für diese wenig erfahrenen Einzelpersonen oder Kleinbüros müssen gewissermassen «Kontingente» reserviert werden, die ihnen eine Teilnahme an jenen PQ-Verfahren ermöglichen, aber ohne eben jene «Qualifikationen» vorweisen zu können. Dies zu tun ist Aufgabe der Behörden sowie der privaten Auftraggeber; sie sind klar mitverantwortlich, den Nachwuchs weiterhin zu fördern, indem er an diesen Leistungsschauen, die Wettbewerbe im positiven Sinn durchaus darstellen, partizipieren kann.

Die Präqualifikationsverfahren haben in Baufachkreisen eher einen schlechten Ruf. Unbestritten ist, dass auf dem weiten Feld dieser Wettbewerbe in den vergangenen Jahren teilweise Wildwest-ähnliche Zustände herrschten. Da haben sich manche Gemeinden oder Private «Freiheiten» herausgenommen, die nur verurteilt werden können. Andererseits ist festzuhalten, dass schon die alte Ordnung SIA 152 in einem gewissen Sinne Präselektionen ermöglichte, nämlich jene der geografischen Zugehörigkeit (Wohn- oder Arbeitsort resp. Heimatkanton). Dass solch erblich oder durch Heirat bedingte «Auszeichnungen» mitunter willkürlich waren, rief wohl nur deshalb keinen Protest hervor, weil man sich erstens daran gewöhnt hatte und zweitens bis vor einigen Jahren landesweit eh genug Wettbewerbe ausgeschrieben worden waren. In Zukunft entscheidend aber ist - und darin liegt wohl die Schwierigkeit! -, dass die Ausschreibenden (primär die öffentliche Hand) der Aufgabe adäquate *inhaltliche* (nicht nur quantitative wie Bürogrösse, Anzahl Computer usw.) Kriterien aufstellen und diese auch seriös prüfen lassen.

In den vergangenen Monaten hat sich international zudem gezeigt, dass die Sprache ein Selektionskriterium sein kann -







Geschäftshaus Sabbag in Beirut. Architekt Alfred Roth, 1967–70 (zerstört) [oben]

und dies ganz legal. Schreibt beispielsweise die norwegische Regierung nach Gatt/WTO einen Wettbewerb aus, so tut sie dies in Norwegisch; entsprechend schränkt sich der Kreis der Interessierten im europäischen Kontext rasch ein. Diese Entwicklung ist natürlich absurd, denn es kann ja nicht darum gehen, die nationale durch die sprachliche Zugehörigkeit als Kriterium zu ersetzen.

Ein anderer Trend, der sich in jüngerer Zeit abzeichnet, verschiebt den Schwerpunkt der Konkurrenzverfahren. Ein Beispiel: The University of Texas at Austin rief 1997 international dazu auf, sich für den Bau des Jack S. Blanton Museum of Art in Austin, USA, zu bewerben. U.a. reichte das Schweizer Büro Herzog & de Meuron ein Portfolio ein, und dies, wie heute oft verlangt, mit einem schon zu diesem frühen Zeitpunkt festgelegten Team aus Ingenieuren, Landschaftsarchitekten u.s.w.; das Bewerbungsdossier, das das gesamte Team einreichte, umfasste schlussendlich weit mehr als 100 Seiten! Aus den eingegangenen Portfolien bestimmten die Verantwortlichen in Texas sieben Teams, mit denen sie Verhandlungen aufnahmen. Die sieben wurden nach Texas eingeladen sich vorzustellen, die Architekturbüros zeigten realisierte Bauten vor Ort in Europa oder anderswo, es wurden Vorträge organisiert. Nach monatelangem Hin und Her fiel dann der für die Basler freudige Entscheid, dass sie den Zuschlag erhalten hatten. Und erst zu diesem Zeitpunkt begannen sie - und nur sie -, ein Projekt für den fraglichen Ort und die spezifische Aufgabe auszuarbeiten.[10] Hier muss ehrlicherweise angefügt werden, dass nur etablierte oder grosse Büros es sich leisten können, an derart aufwendigen Verfahren teilzunehmen, denn nur schon die Flüge zu den weltweit vereinbarten Sitzungen übernehmen alle Beteiligten selbst.

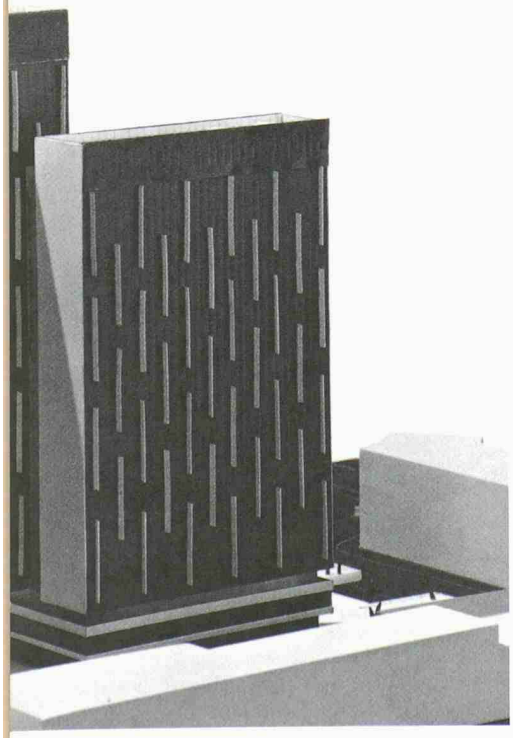
Siegreiche Museen

Unter den zeitgenössischen Schweizer Architekten war es wohl Mario Botta, der als erster einen Grossteil seiner Aufträge - teilweise über Wettbewerbe - im Ausland aquirierte. Im Folgenden seien zwei andere der weltweit agierenden Büros etwas genauer beleuchtet.

Die an ihrem alten Standort aus allen Nähten platzende Tate Gallery in London soll ab dem Jahr 2000 in der alten Bankside Power Station in Southwark an der Themse eine Ergänzung finden: die Tate Gallery of Modern Art. Aus dem aufgrund

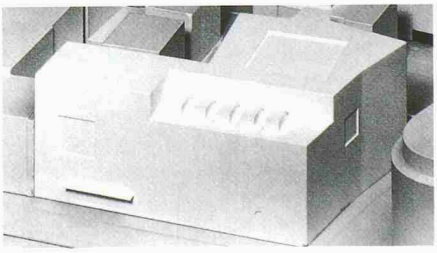
Schweizer Zehnernote mit Le Corbusiers Projekt für Chandigarh in Indien, 1950–65 (links)

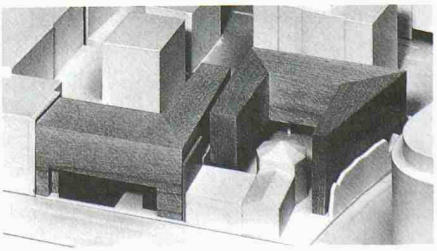
Tate Gallery of Modern Art, London. Architekten Herzog & de Meuron, 1994–99 (rechts)



Wettbewerb Baghdad Electricities Services, 1960. Projekt von William Dunkel und Marcel Thoenen (links)

Wettbewerb für den Neubau des Kölner Diözesanmuseums, 1997. Projekte von Peter Zumthor (rechts) und Petry & Partner (rechts unten)





eines Präqualifikationsverfahrens eingereichten 150 Portfolien wurden 13 Teams zu einer ersten Wettbewerbsstufe eingeladen, woraus sechs in die zweite Phase kamen. Aus dieser letzten Gruppe, wozu Architekten wie der Japaner Tadao Ando und der Niederländer Rem Koolhaas gehörten, gingen die damals auf internationalem Parkett eher noch als Outsider geltenden Herzog & de Meuron Architekten aus Basel als Sieger hervor. Den alten Bau der Bankside Power Station von Sir Giles Gilbert Scott erhalten diese Architekten in seinen wesentlichen Zügen, der in seiner Materialität und formalen Geschlossenheit an die Architektur von Willem Dudok erinnert. Die heutigen Eingriffe lassen sich kurz wie folgt umreissen: Auf das Dach kommt in Längsrichtung ein Lichtbalken zu liegen; neu wird der Bau von allen vier Seiten erschlossen, wodurch das heute etwas verslumte Quartier gegen Süden, auf der der Themse abgewandten Seite, an die Kernstadt im Norden angebunden und aufgewertet werden soll. Auch im Innern sind die baulichen Veränderungen verhältnismässig bescheiden: Aus der alten Turbinenhall entsteht ein gewaltiger öffentlicher Raum mit Versatz-artigen Einbauten, verschieden grosse und unterschiedlich gestaltete Ausstellungsräume liegen in den Obergeschossen.

Zu dem 1997 durchgeführten Wettbewerb für ein Diözesanmuseum in der Kölner Altstadt waren aus der Schweiz Peter Zumthor sowie Annette Gigon & Mike Guyer aus Zürich geladen. Gigon & Guyer hatten sich mit dem Bau des Kirchner Museums in Davos (1989-92) international einen Namen gemacht, zahlreiche Museumsbauten sind seither gefolgt. Zumthor hatte im Jahre 1993 in Berlin die Ausschreibung für das Internationale Besucher- und Dokumentationszentrum Topographie des Terrors[11] gewonnen. Die Berliner Aufgabe ist derjenigen in Köln insofern vergleichbar, als es an beiden Orten u.a. gilt, historisch wertvolle «Trümmer» - Mauerreste historisch relevanter Gebäude - in einen Neubau zu integrieren und diese Funde der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Beim Diözesanmuseum wurde Gigon & Guyer der zweite Rang zugesprochen, dem Atelier Zumthor der erste. Der siegreiche Entwurf plant eine das Grundstück umfassende, statisch ausschliesslich sich selbst tragende Backsteinmauer, die das Baugrundstück mitsamt seinen Funden umschliesst, ja, dem Blick der Passanten entzieht. Auch eine Kapelle von Gottfried Böhm, die dieser nach dem Krieg als eines des ersten Zeichen der Hoffnung 1948 errichtete, wird beim Zumthorschen Entwurf zu einem in den Neubau integrierten Ausstellungsstück.

Wider die bildhafte Fragmentierung

Was aber bringt Schweizer Architekten heute dazu, sich in Köln oder London um den Auftrag eines Museumsbaus zu bewerben? Diese Frage kann wohl dahingehend beantwortet werden, dass Museen einerseits interessante Bauaufgaben sind, die in der Öffentlichkeit in der Regel entsprechend Beachtung finden. Andererseits liegt sicherlich auch ein Reiz darin, gleichzeitig sowohl im vertrauten Kontext wie in der Fremde zu arbeiten; «Heimisches» und «Exotisches» kann sich gegenseitig ergänzen, ja befruchten.

Die Frage nach dem Grund jedoch, warum diese Projekte in internationalen Wettbewerben gewinnen konnten, kann nur spekulativ angegangen werden. Die deutsche Zeitschrift «Bauwelt» meinte zum Diözesanmuseumsentwurf wohl treffend, dass es der ehemalige Denkmalpfleger, als der Zumthor beim Kanton Graubünden lange gearbeitet hatte, vortrefflich verstanden habe, zwischen formal wie zeitlich sehr unterschiedlichen Schichten versöhnend zu vermitteln; ja, dass es ihm durch die Geste der Mauer gar gelungen sei, an diesem zerstückelten Ort eine neue bauliche Einheit herzustellen.[12] In Köln ist inzwischen allerdings ein Streit darüber entbrannt, ob es richtig sei, die Böhmsche Kapelle von 1948 als Ganzes hinter der Mauer verschwinden zu lassen und somit aus der Stadtsilhouette zu nehmen.[13]

Auch im Falle der neuen Tate Gallery wurde der umsichtige Umgang mit dem bestehenden Scottschen Gebäude gelobt, was - wie explizit vermerkt - auch der Kunst zugute komme, denn hier konkurriere keine primär sich selbst inszenierende Architektur die darin ausgestellten Bilder und Objekte. Den Architekten sei es weiter gelungen, den heute undurchdringlichen Klotz mit einer Reihe subtiler Eingriffe in etwas Zugängliches, Lichtdurchflutetes, ja Delikates zu verwandeln. Darüber hinaus werden die städtebaulichen Massnahmen - u.a. die Öffnung nach allen Seiten - gewürdigt, denn dadurch belebe der Bau das gesamte Umfeld.[14]

Wie also werden die beiden Projekte charakterisiert? Beiden Teams wird Sensibilität im Umgang mit dem Vorhandenen attestiert, auch wenn sie formal unterschiedlich reagieren. Gleichzeitig überlagern sie das Vorhandene mit einer *eigenen* bildlichen Vorstellung dessen, wie der Ort nach ihrem Eingriff aussehen soll. Weiterbauen nicht als zufälliger, von aussen gesteuerter, sondern im Gegenteil ein bewusst schöpferischer Akt. Sowohl Herzog & de Meuron wie Peter Zumthor (auch Gigon & Guyer) verfolgen in London bzw. Köln formal eine sogenannt integrative Haltung. Das heisst konkret: Im Gegensatz etwa zu Tadao Ando, der den bestehenden Körper mit gewaltigen Glasbalken durchstösst, liessen die Basler den Bau volumetrisch unverletzt. Oder im Unterschied zum Sieger verfolgten die Mitkonkurrenten Petry & Partner in Köln eine Strategie, die die verschiedenen Bauphasen des Grundstücks wohl lesbar macht, den Neubau aber gleichzeitig fragmentiert und weiter zerstückelt. Wie im Umgang mit historischer Bausubstanz in unseren Kulturkreisen heute üblich, differenzierten sie die zeitlich unterschiedlichen Bauphasen formal. Bedenkt man aber, wieviele Gebäude in den kommenden Jahren noch um- oder ausgebaut werden müssen, ist der Wunsch verständlich, für gewisse Orte einen «integrativen» Ansatz zu wählen, eine Methode, die nicht primär die bildhafte Fragmentierung eines Gebäudes in seine historischen Schichten sucht, sondern nach einem übergeordnetem Ganzen strebt. Interessanterweise plädierte der amerikanische Soziologe Richard Sennett erst kürzlich dafür, unsere Umwelt nicht übermässig zu fragmentieren.[15] Dieser Haltung jedenfalls haben Wettbewerbsverfahren zu möglichen Ausdrucksformen verholfen.

Anmerkungen

[1]Schweizer bauen im Ausland. Eine Skizze. Dokumentation zur Ausstellung an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, 29. September bis 26. November 1978, S. 133.

[2]Ibid, S. 125f. Und O.R. Salvisberg. Die andere Moderne. Zürich 1985.

[3]U.a. wie Anm. 1, S. 131f.

[4]U.a. wie Anm. 1, S. 148. Und Joseph Rosa: Albert Frey, architect. New York 1990.

[5]U.a. wie Anm. 1, S. 143.

[6]U.a. wie Anm. 1, S. 135.

[7]U.a. wie Anm. 1, S. 151.

[8]SI+A, 40/1995 sowie Hochparterre, 8/1998.

[9]SIA 142. Ordnung für Architektur- und Ingenieuerwettbewerbe. Zürich 1998.

[10]Interview der Autorin mit den Architekten in Basel vom 1.10.1998.

[11]SI+A, 4/1996, S. 4ff.

[12]Schweizer Siege. In: Bauwelt, 27/1997, S. 1518f. Oder in: Baumeister, 8/1997, S. 82.

[13]Integration opp Kölsch. In: Baumeister, 10/1998, S. 13.

[14]Deyan Sudjic, Rowan Moore, Clare Melhuish: Tate Gallery of Modern Art - Selecting an Architect. London 1995.

[15]Der charakterlose Kapitalismus. Ein Zeit-Gespräch mit dem amerikanischen Soziologen Richard Sennett. In: Die Zeit vom 28. November 1998, S. 29.

Bilder

1, 2: aus: Schweizer bauen im Ausland. Eine Skizze. Ausstellungskatalog. Zürich 1978. 4: aus: Architektenlexikon der Schweiz. Basel 1998. 5: Marcel Thoenen, Zürich. 6: Herzog & de Meuron/Hayes Davidson. 7, 8: aus: Bauwelt 27/1997.